IZPP INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880



**Editorial zum Themenschwerpunkt „ich und du“**

Durch das Wortpaar *ich und du* wird ein besonderes Verhältnis aufgerufen. Es handelt sich nicht um einen Gegensatz, auch nicht um ein Komplementärverhältnis, sondern eine Beziehung, die auf Gegenseitigkeit hin angelegt ist, in der die Akteure – erst einmal – auf nichts anderes bezogen sind als auf *einander*.

Durch unsere kulturgeschichtliche Sozialisation sind wir darauf eingestellt, dieses Wortpaar vor allem in zwei Kontexten anzutreffen: zum einen überall dort, wo es um *Verständigung* (Kommunikation) in einem funktionalen Sinn geht, zum anderen in dem so vagen wie umfassenden Zusammenhang der *Mit*menschkeit, wenn nicht gar *Allgemein*menschlichkeit. Dieser zweite Verwendungsbereich ist – zumal im sogenannten Abendland – mit einem sehr hohen, wenn nicht gar dem höchstmöglichen Wert besetzt, der sich aus weitreichenden Assoziationen speist: einvernehmlicher und quasi *unvermeidlich gelingender* Verständigung in allen sozialen Dimensionen und deren Folgen: Frieden, Fortschritt, Freiheit – und was sonst zu einem „wahrhaft menschlichen“ Zusammenleben gehört.

Wie kommt es zu dieser Weite des Bedeutungshorizonts zweier Worte, die, jedes für sich, eigentlich inhaltlos sind? Offenbar müssen zwei Bedingungen vorausgesetzt werden, die unsere spezifisch menschliche Verständigung überhaupt erst möglich machen: eine Trennung (Unterscheidung) und eine Gemeinsamkeit (Gleichheit). Um unter der *ich-du*-Bedingung kommunizieren zu können, muss in der Evolution des menschlichen Bewusstseins die Unterscheidung von getrennten körperlichen Einheiten möglich geworden sein, die zugleich getrennte, selbständige Wahrnehmungspositionen sind.[1]

Der Begriff der Gemeinsamkeit/Gleichheit, der sich mit der *ich-du*-Relation verbindet, ist im Verlauf der Kulturgeschichte immer wieder neu begründet worden – zuerst wohl in einem religiösen fundierten Sinn. War sie z. B. im Judaismus noch auf die Mitglieder des „erwählten Volks“ beschränkt, hat das Neue Testament die „Gotteskindschaft“ und damit die „Gottesebenbildlichkeit“ auf alle Menschen ausgeweitet. Der Missionsauftrag des Jesus von Nazareth erstreckt sich auf „alle Welt“ und richtet sich an „alle Völker“. Das säkulare Konzept der Gleichheit, Gleichwertigkeit und damit tendenziell auch der Gleichberechtigung aller Menschen stammt aus dem 17. Jahrhundert. Aber fundamentalistische Annahmen dauern auch bei unseren Zeitgenossen fort, die „wahre Menschlichkeit“ und „richtigen Glauben“ an *ihren* Gott koppeln.[2]

In der abendländischen Philosophie ist sprachliche Verständigung sehr früh als Medium der Erkenntnisfindung begriffen worden. Man denke an die platonischen „Dialoge“ mit Sokrates als Lehrinstanz. Ein bedeutsamer Inhalt dieser Dialoge, zumal im *Protagoras* und *Gorgias* ist die Frage, wozu Sprache benutzt werden soll: zur *gemeinsamen* Wahrheitssuche oder zur Gewinnung von Macht über den/die anderen. Für Wilhelm von Humboldt stellte das argumentative Gespräch die Grundlage des menschlichen Denkens überhaupt dar: „Der Mensch spricht sogar in Gedanken, nur mit einem Anderen, oder mit sich, wie mit einem Anderen“. Die Sprache ist für Wilhelm von Humboldt ein Verhältnis zwischen mindestens zwei Menschen, „sie muss notwendig … zweien angehören“ oder sie „richtet ferner den in Worte gefassten Gedanken immer an einen

Andern, äusserlich wirklich vorhandnen oder im Geiste gedachten“. Nicht zuletzt schließt auch die Diskursphilosophie von Karl-Otto Apel und Jürgen Habermas an diese Tradition an, wenn im Diskurs der Wahrheitsanspruch einer Aussage über etwas in der objektiven Welt oder der Richtigkeitsanspruch einer Aussage über etwas in der sozialen Welt dialogisch eingelöst werden soll.

Begreift man dagegen nun *ich und du* als eine Beziehung, die vermitteln kann zwischen der Aporie von Individuum und Gemeinschaft, zwischen Individualität und Verantwortung für die Gemeinschaft, und legt nicht in idealistischer Manier Einheit, sondern Beziehung zugrunde, so wird man aus philosophischer Perspektive auf die Dialogphilosophie und insbesondere auf Martin Bubers Hauptwerk *Ich und Du* (1923) geführt. Buber schlägt eine Konzeption vor, die den Dialog über das Sprachliche hinaus erweitert. In der Beobachtung, der Betrachtung und Innewerdung eröffnet sich für Buber unter der Voraussetzung nicht nur der gegenseitigen Hinwendung zum vom Gesprächspartner Geäußerten, sondern in der Bereitschaft gegenseitigen Vertrauens und der Annahme des Anderen als Mensch die Möglichkeit, menschliche Zwiesprache schweigend, ohne das sprachliche Zeichen zu führen. Damit wird die Verantwortung ganz in die Umittelbarkeit der dialogischen *ich-du*-Beziehung hineingenommen und auf ihre unaufhebbar intersubjektive Struktur zurückgeführt. Dem vergegenständlichenden Ich-Es-Verhältnis hält Buber das personale *ich-du*-Verhältnis entgegen und räumt die Initiative dafür dem Du ein.

Aber der Traditionsstrang, in dem die Bedeutung der *ich-du*-Relation am intensivsten, anschaulichsten und damit auch am folgenreichsten bearbeitet wurde, ist die Literatur, deren Wirkung sich auf der Bühne unserer eigenen Vorstellung entfaltet. Zumal die „Liebeslyrik“. Die Zahl der Spielarten, in denen die Gegenseitigkeit menschlicher Beziehung, zumal in ihrer erotisch-sexuellen Dimension ausgelebt werden kann, ist unendlich. Mit den Dichternamen, die wir anführen, soll nur auf einige der Varianten hingewiesen werden, die offenbar den Innen-Ausbau des Partnerbezugs besonders erfolgreich stimuliert und geformt haben: Sappho, die hellenistischen und lateinischen Elegiker (zumal Catull als Beispiel für die Abgründe, die sich auftun können), Petrarca, Christian Günther, Paul Fleming, Goethe – bis hin zu Trakl, Else Lasker-Schüler und Ingeborg Bachmann. Einen Sonderfall stellen die Oden des Horaz dar, die mit der obligaten du-Anrede des „Widmungsgedichts“ eine eigene Textsorte bilden.[3]

Festhalten möchten wir ein Merkmal der *ich-du*-Relation, das sowohl für die Kommunikation in einem funktionalen Sinn als auch für die Existenzbedingung der *Mit*menschlichkeit von vitaler Bedeutung ist: die Untrennbarkeit von äußerer und innerer, von leiblicher und seelischer Bezogenheit. Wir sind darauf angewiesen. Die Gegenseitigkeit des Dialogs ist die verlässlichste Ressource für das, was so viele Namen hat: ich-Gefühl, Selbstsicherheit, Identitätserfahrung, Selbstverantwortlichkeit und die Fähigkeit, für andere Verantwortung zu übernehmen. So wie wir in unserer Individualität eine unauflösliche leib-seelische („psychosomatische“) Einheit sind, hat unsere spezifisch menschliche Verständigung – noch in ihrer abstraktesten Form – eine Basierung in unserer Leiblichkeit. Vieles spricht dafür, dass viele Fragen, mit denen wir uns als Individuen der Spezies Mensch heute konfrontiert sehen, aus der Negierung und Verschiebung eben dieses Zusammenhangs ergeben.

Das Nachdenken über *ich-und-du* hat in den letzten Jahrzenten einige Anstöße erhalten, die aus dem Grenzbereich zwischen den Bewusstseinswissenschaften (zumal der Sprachanthropologie) und den Lebenswissenschaften (zumal der Hirnphysiologie) stammen.

Wir beschränken uns hierbei auf Andeutungen, verweisen zugleich auf zwei Aufsätze zu diesem Thema, die in den beiden letzten Nummern der IZPP (Krusche 2013/2 und 2014/1) erschienen sind.

Einer der Ersten, die eine Verbindung zwischen menschlicher Leiblichkeit und menschlichem Bewusstsein hergestellt haben, ist Antonio R. Damasio. Dabei geht es nicht um die Evolution des Organs Gehirn, auch nicht um die Entwicklung der Stimmwerkzeuge oder der Wahrnehmungsphysiologie, sondern um die jeweilige *Position des wahrnehmenden Individuums in Raum und Zeit*. Diese Hypothese soll in ihrer provokantesten Formulierung hier zitiert sein:

> Alles, was in Ihrem Geist vor sich geht, geschieht relativ zu der Zeit, in der sich Ihr Körper befindet, und relativ zu dem Ort im Raum, der von Ihrem Körper eingenommen wird. Die Dinge befinden sich innerhalb und außerhalb von Ihnen … Die ruhenden können nah oder fern oder irgendwo dazwischen sein. Bewegte Dinge können auf Sie zukommen, sich von Ihnen entfernen oder einer Bahn folgen, die an Ihnen vorbeiführt – doch stets ist Ihr Körper der Bezugspunkt. (Damasio 2000, 177)

Diese Hypothese findet Anschluss an die Arbeit eines anderen Lebenswissenschaftlers, Michael Tomasello. Während Damasios Interesse der Evolution des (individuellen) „Bewusstseins“ gilt, konzentriert Tomasello sich auf die „Ursprünge menschlicher Kommunikation“ und damit auf den Unterschied im Kommunizieren von Primaten einerseits, menschlichen Kleinkindern andererseits. Worauf Tomasello dabei stößt, ist eine bestimmte Art der *gegenseitigen Bezugnahme und Orientierung in Zeit und Raum*, einer kommunikativen Besonderheit in der Verwendung des gestischen Kommunikationskanals – eine bestimmte Art des *Zeigens*. Diese Fähigkeit ist offenbar nicht gelernt, sondern wird beim menschlichen Kleinkind im Alter von etwa 12 Monaten als genetisch angelegte Fähigkeit aktiviert und ins Repertoire der Verständigungsmöglichkeiten integriert. Auch Tiere verfügen über Gesten, die auf Objekte gerichtet sind – um ihr Verlangen danach auszudrücken. Aber das Zeigen des Kleinkinds, um das es Tomasello geht, stellt nicht mehr und nicht weniger als den Versuch dar, die Aufmerksamkeit seiner Bezugsperson auf ein Objekt *im gemeinsamen Wahrnehmungsraum* hin auszurichten – ein Akt der Abstimmung in kooperativer Hinsicht, der deshalb so bedeutungsvoll ist, weil er beides voraussetzt: dass das Kleinkind sich selbst und die Bezugsperson als getrennte leibliche Einheiten zu trennen vermag und zugleich mit einer Orientierung der Bezugsperson rechnet, die der eigenen entspricht. (Nicht zufällig fällt die „Anschaltung des Zeige-Gens“ zeitlich mit dem Laufenlernen zusammen, der Erfahrung, sich aus eigener Kraft von der Mutter entfernen zu können.)

Man kann in diesem Vermögen den Ansatz einer *theory of mind* erkennen, die als Charakteristikum spezifisch menschlichen Bewusstseins gilt. Mit Wolf Singer kann man hier von einer neuen Art von „Kommunikation der Gehirne untereinander“ sprechen. Hier scheint sich ein interdisziplinärer Diskurs anzudeuten. Der Genetiker Svante Pääbo, der Autor von *Die Neandertaler und wir*, formuliert in einem SPIEGEL-Gespräch, in dem er sich auf Tomasello bezieht, eben dieses anthropologische Konzept in wenigen Worten: „Das Zeigen ist die erste typisch menschliche Regung – eine Art Dreiecks-Kommunikation: Wir zusammen interessieren uns jetzt für etwas Drittes“ (Der SPIEGEL 10/2014, 98). In solchen Ergebnisformulierungen scheint die methodische Kluft zwischen den Lebenswissenschaften und den Bewusstseinswissenschaften sich zu verengen.

Die pragmatische Sprachtheorie ihrerseits, zumal der Strang darin, der die *Sprachtheorie* Karl Bühlers in sich aufgenommen hat, stellt eine entsprechende Anschlussstelle bereit – samt der Möglichkeit, philosophische Traditionslinien, die bis auf Kant zurückgehen, einzubeziehen. Mit seinem Begriff der *Origo* hat Bühler der

Sprachanthropologie neue Möglichkeiten erschlossen. Er bezeichnet damit den Punkt, *von dem aus* der Zeigeakt sich vollzieht: das Bedingungsensemble *ich-jetzt-hier*, das die – offenbar längst ins Genom eingegangene – Voraussetzung für die spezifisch menschliche Kommunikation liefert. In dem Ensemblebestandteil *ich* finden zwei Funktionen zusammen: die Sprecher-Rolle und die Referenz auf die eigene Position in Raum und Zeit, deren Momentaneität/Singularität auch der Hörerposition *du* zukommt.

Diese Methodenkonvergenz eröffnet Zugänge zu Fragen, deren Unabweislichkeit in diesen Jahrzehnten an Evidenz gewinnt. Einige davon hat **Dietrich Krusche** in seinem aktuellen Beitrag „*twittern, posten, simsen. Zum Funktionswandel des Dialogs*“ aufgegriffen. Gibt es einen Zusammenhang zwischen der längst notorischen Krise der ich-Gewissheit („Wer bin ich und wenn ja wieviele?“) und der global überbordenden twitter-Aktivität? Falls ein derartiger Zusammenhang besteht: Wie kommt es, dass der Hunger nach Selbstvergewisserung auch durch die fortschreitende Vervielfältigung der twitter-Akte nicht gestillt wird? Zahlreiche statistische Erhebungen belegen eine Zunahme des Trends, *ich-du*-Beziehungen virtuell, über das Netz, auszuleben. (Angeblich ziehen z. B. in Japan rund ein Viertel bis ein Drittel aller Frauen zwischen 18 und 25 Jahren virtuelle „Begegnungen“ den körperlich ausgelebten vor.) Welche Folgen der Entkörperlichung von *Mit*menschlichkeit, auch, ja offenbar gerade im Ausleben von Erotik/Sexualität, sind prognostizierbar? Welche Bedeutung hat das mobile Telefonieren (zumal da, wo es als ständige Erreichbarkeit und/oder in einem unkontrollierten Sprechbedürfnis ausgelebt wird) für unsere Individualität einerseits, Sozialität andererseits? Welche Rolle spielt die Beiläufigkeit und „semantische Stereotypie“ der virtuell mediierten Pornographie für die Erprobung und Abstimmung der je individuellen sexuellen Bedürfnisse aufeinander?

An die öffentliche Debatte über Nachhaltigkeit und soziale Verantwortung unternehmerischen Handelns schließen **Rainer W. Blesch** und **Wilfried Mödinger** in ihrem Artikel „*Dialogisches Führen – Ein Beitrag zur Legitimierung zukunftsfähiger Führung*“ an und machen deutlich, dass die Gestaltung und Entwicklung eines Miteinanders und die Orientierung des wirtschaftlichen und politischen Handelns an der Idee des Gemeinwohls völlig neue Herausforderungen an die Legitimierung von Führung stellen. Die Autoren fordern entsprechend mit Nachdruck andere als die eingeübten und latent wirksamen Entscheidungs- und Handlungsprinzipien, um Führung für die Zukunft fit zu machen. *Coaching-Dialog*, *Zielgerichtetheit*, *Gegenwärtigkeit* und *Ressourcen* bilden die Schlüsselworte anhand derer die Autoren ein Konzept des Coaching vorstellen, das in seiner Grundlage und seinem Ablauf an die geistesgeschichtlichen Wirkungszusammenhänge der Dialogik anknüpft und dergestalt eine von Beginn an dialogisch gestaltete Entwicklung von Führungsverhalten und Führungskompetenzen aufzubauen vermag.

In seinem Essay „*Ich und du und andere Sachen*“ hebt **Joachim Heil** auf den anfangs genannten zweiten Verwendungsbereich des Wortpaares „*ich und du*“ ab und hinterfragt die Vorstellung einvernehmlicher und quasi *unvermeidlich gelingender* Verständigung in allen sozialen Dimensionen mit ihrem Ziel „wahrhaft menschlichen“ Zusammenlebens. Sein Pragmatischer Versuch über die Verantwortung gegenüber dem ganz anderen will uns im Anschluss an den US-amerikanischen Philosophen Richard Rorty dazu überreden, Begriffe wie „Wahrheit“, „wahrhaft“ oder „Wesen“ (des Menschen) und damit Kants Erklärung der gebührenden Achtung vor handelnden Vernunftwesen hinter uns zu lassen, wenn es um Solidarität mit anderen Menschen geht, und stattdessen etwas Neues auszuprobieren, nämlich eine Schule der Empfindsamkeit, in deren Rahmen nicht Vernunft oder Rationalität das beste Mittel darstellt, um zu einem liberalen Utopia zu gelangen, in dem die Grausamkeiten von Menschen gegenüber anderen Menschen vielleicht aufhören, sondern die Bildung von Mitgefühl (*compassion*).

Mit ihrem Beitrag „*5 x 2, szenische Reflexion über die romantische Liebe*“ legt **Sabine Wollnik** eine psychoanalytische Filmbetrachtung vor, und widmet sich dabei einem Exponat jenes Traditionsstranges, in dem die Bedeutung der *ich-du*-Relation – neben Literatur und Lyrik – in unserer eigenen Vorstellung entfaltetet wird, nämlich Francois Ozons Film aus dem Jahr 2004. Filme eignen sich für die Autorin besonders zum Durcharbeiten von emotional hoch besetzten Themen, da sie den Zuschauer auf vielen Ebenen auch jenseits von Sprache und über die künstlerische Form erreichen. In der unterschiedlichen formalen Struktur der fünf verschiedenen Sequenzen zeigt Ozon, wie sehr eine neue Beziehung, eine Ehe, die Geburt eines Kindes, das Scheitern einer Liebe unsere Identität verändern. Ozon macht durch die Offenheit der Darstellung Reflexionsangebote über das Scheitern, von denen einige verstanden werden als Schwierigkeit, die zwangsläufige Entidealisierung zu ertragen, Enttäuschung und Aggression in der Beziehung zu halten und angemessen zu verhandeln.

Auch in dieser Ausgabe wird der inhaltliche Schwerpunkt durch einen künstlerischen Beitrag ergänzt. In ihren Bildern stellt **Nora Katthöfer** das Thema „*ich und du*“ in vier assoziative Zusammenhänge, welche dessen Bedeutung im gelebten Leben hervorheben und doch zugleich keiner weiteren verbalen Kommentierung bedürfen.

Außerdem freuen wir uns auch in dieser Ausgabe wieder, Ihnen Beiträge außerhalb unseres Themenschwerpunktes vorstellen zu dürfen:

**Herbert Csef** gibt uns in „*Karl Jaspers und Max Weber– Freundschaft und Werk*“ einen Einblick in das Verhältnis der beiden berühmten deutschen Denker zueinander. Wie Csef in seiner kurzen Gegenüberstellung zeigt, haben die Grundgedanken dieser Autoren nichts an Aktualität verloren. Diese Aktualität gilt nicht nur für Jaspers’ meist rezipiertes Werk, seine *Allgemeine Psychopathologie*, die vor rund hundert Jahren erstmalig erschienen ist, sondern auch im Hinblick auf die persönliche Betroffenheit beider Denker hinsichtlich des Selbstmordes als einer existenziellen Herausforderung.

**Ralf Kestler** setzt sich in seinem Beitrag „*Jātika Cintanaya und Sozialcharakter*“ mit dem Einfluss Erich Fromms auf Guṇadāsa Amarasēkara auseinander. Mit Martin Wickramasinghe und Erich Fromm haben wir für Kestler zwei humanistische Denker vor uns, auf die sich das Denkgebäude Guṇadāsa Amarasēkaras stützt, wobei, wie Kestler zeigt, sein Jātika Cintanaya als eine Synthese der Ideen beider Denker aufgefasst werden kann.

Wir freuen uns Ihnen auch mit dieser aktuellen Ausgabe der IZPP interessante und spannende Beiträge vorlegen zu können.

Wir wünschen Ihnen eine erholsame Weihnachtszeit

Dietrich Krusche (Gastherausgeber), Joachim Heil und Wolfgang Eirund

**Literaturverzeichnis**

Buber, Martin: *Ich und Du* (1923). Stuttgart: Reclam, 2008.
Damasio, Antonio R.: *Ich fühle, also bin ich. Zur Entschlüsselung des Bewusstseins* (1999). Berlin: List-Verlag, 2000.
Krusche, Dietrich: *Die Bezugnahme auf mich selbst und die Selbstregulierung organischer Einheiten. Zu einer Schnittstelle zweier Beschreibungssprachen*. In: IZPP 1/2014.
Krusche, *Dietrich: Tiere meditieren nicht. Autosuggestion und Vorstellungsraum. Meditative Übungen als Zugang zur Anthropologie*. In: IZPP 2/2013.
Krusche, Dietrich: *Das Ich-Programm. Ein Versuch zur ersten Person*. München: ludicium, 2010.
Pääbo, Svante: *Die Neandertaler und wir: Meine Suche nach den Urzeit-Genen*. Frankfurt a.M.: Fischer, 2014.
Tomasello, Michael: *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2009.

(Endnotes)

1 Ob diese Unterscheidung von der *ich-* oder der *du*-Position (von einem *ich-* oder *du*-Bewusstsein) ausging, ist umstritten und kann hier offenbleiben.

2 So kann auch heute noch ein Menschenleben durch den „Glauben“ anderer in Gefahr geraten. In seinem eben erschienenen Buch *Die Neandertaler und wir* berichtet Svante Pääbo von einer bestürzenden Erfahrung: Bei einem Vortrag über die Evolution des menschlichen Genoms auf dem Campus einer amerikanischen Elite-Universität stellte man ihm zwei Leibwächter zur Seite.

3 Vgl. Krusche, Dietrich: *Das Ich-Programm. Ein Versuch zur Ersten Person*, 2010, Anhang.